

# Pressedokumentation

Europäische Literaturtage 2011

**Medium:** Die Presse  
**Datum:** 17.09. 2011  
**Thema:** Europäische Literaturtage 23.–25. September 2011

Pressedokumentation

Spectrum  
DIE PRESSE.COM/SPECTRUM Die Presse



Vielleicht existiert Europa als Einheit wirklich nicht. Was soll daran schlecht sein? Wider die zwänglerische Idee eines „einzigem“, eines homogenisierten und nivellierten Europa.

*Von Juri Andruchowitsch*

Ein bisschen autistisch, ein bisschen autark. Die Furche im Asphalt: Grenze zwischen Estland und Russland in Narva. [Foto: Dagmar Schwilke]

# Lob der Kleinheit

Vielleicht existiert Europa als Einheit wirklich nicht. Natürlich gibt es Versuche, es zu schaffen - vor allem in kultureller Hinsicht. Aber diese Versuche sind bis heute kaum von Erfolg gekrönt. Falls das Wort „Erfolg“ hier überhaupt anwendbar ist. Einmal abgesehen vom globalen Pop-Trash und einigen Beispielen allgemein verpflichtender Klassik, müssen wir konstatieren, dass ein Ire und ein Albaner sich in völlig unterschiedlichen Kulturräumen aufhalten und auch nicht beabsichtigen, diese Räume zu vereinen. Und das gilt nicht nur für dieses geografisch weit entfernte Paar, sondern auch für die sich bedeutend näheren und dem Augenschein nach kulturell viel aktiveren Franzosen und Deutschen. Auch wenn bei ihnen mehr Gemeinsames zu spüren ist, überlappen sich ihre Kulturräume nur wenig.

Wobei sich die Frage aufdrängt: Was soll daran schlecht sein? Marginalisiert diese Vielzahl an kulturellen Räumen und Orientierungen Europa in der angenommenen kulturellen Konkurrenz mit dem Rest der Welt wirklich? Sind Komplexität und Vielseitigkeit dem Unifizierten und Vereinfachten in der kulturellen Dimension wirklich unterlegen? Und wie ist „unterlegen sein“ zu verstehen? Wer schießt, und wer lässt die Bälle ins Tor? Auf welcher Ebene konkurrieren kulturelle Phänomene miteinander? Und wie drückt sich das in der Kultur selbst aus - als Sieg der Massen - über die Hochkultur? Wie kann es denn einen Sieg geben, wenn kein Krieg war? Die Gegner sind doch überhaupt nicht zusammengetroffen, weil sie in ganz unterschiedlichen Ligen spielen - überhaupt lässt sich der Verdacht nicht abschütteln, dass sie (um die sportliche Wertkampf analogie zur Vollendung zu bringen) völlig unterschiedliche Sportarten treiben. - Ohne auch nur eine Antwort gefunden zu haben, erlaube ich mir noch eine Frage: Woher kommt diese Vielseitigkeit und kulturelle Kleinteiligkeit Europas? Darauf aufbauend die nächste: Inwiefern unterliegt sie dem Wandel? Inwiefern kann man Europa „nivellieren“ und ho-

mogenisieren? Das Schreckliche dieses letzten Wortes verdeutlicht ja die Absurdität des Prozesses, der dahintersteckt.

Vor vielen Jahren (genau 19, fast zwei Jahrzehnten also) lebte ich zum ersten Mal sozusagen im Herzen des Alten Europa, wodurch ich der Liste meiner intimen Städte München, Innsbruck, Venedig, Ravenna und Florenz hinzufügte. Als Folge meines dreimonatigen Aufenthaltes in dieser Weltgegend entstand die Idee, die ich später in meinem Essay „Einführung in die Geografie“ darlegte: Der europäische Mensch wurde von Bergen und Wald geformt. Ich dachte wohl an das Abgegrenzte und Konkrete jedes einzelnen Ortes, an seine Zugehörigkeit zu einer in ihrer Ausdehnung größeren Komposition. Davon, so glaubte ich, würde das Gefühl für die Form in seiner europäischen Ausprägung in hohem Maße beeinflusst.

Die Frage der Nivellierung Europas wird also zur Frage der Nivellierung der Berge? Oder nach der Rodung seiner Wälder? Wie kann Europa plattgemacht werden? Mit welchem Plättchen muss man darübergreifen? Die Geografie selbst stellt sich dieser Idee entgegen: der Idee eines „einzigsten“ - unifizierten, vereinfachten - Europa. Neben der Geografie hat aber auch die Geschichte hart an Europa gearbeitet. Sie war es, die Europa

in mindestens drei Teile geteilt hat - in West-, Ost- und Mitteleuropa. Was die Lage Mitteleuropas angeht, so existieren mehrere Definitionen, von denen mir die folgende am überzeugendsten erscheint. Zwischen dem Osten (Russland, postsowjetischer Raum) und dem Westen (sogenanntes Altes Europa) liegt etwas, was für den Westen Osten und für den Osten Westen ist. Genau in diesem Streifen befinden sich die Länder, deren Bevölkerung mitteleuropäische Sprachen spricht und deren Schriftsteller in diesen Sprachen schreiben.

Sollte es in kulturellen Prozessen wirklich Loser und Outsider geben, dann sind vor allem sie es. Sollte es in der Kultur Kriege geben, dann sind sie fast immer die Verlierer. Wenn man vom Kulturprodukt in den

Kategorien von Import und Export sprechen möchte, dann übersteigt auf den Gebieten Mitteleuropas der Import den Export bei Weitem. So sehr, dass sich ganz ungewollt ein rettender Verdacht einschleicht - vielleicht ist das Outsiderium in Wirklichkeit heimliche Leadership?

Selbst in ihrem weitesten Sinne ist und bleibt die Kultur sprachzentriert. Sprache, Sprache und nochmals Sprache geben der Kultur ihren Sinn und ihre Dauerhaftigkeit. Selbst wenn die Sprache vor unseren Augen verarmt, sich zurückzieht und immer weniger Worte umfasst. Wir alle werden heutzutage Zeugen einer solchen Verminderung der Sprache. Aber obwohl das Visuelle (Piktoriale) in den kulturellen Botschaften immer präsenter ist, bleibt das Verbale doch Hauptträger des Sinns. Schon wenn wir auf dem iPhone auf „like“ oder „repost“ drücken, stellen wir dabei nur unsere Abhängigkeit vom Verbalen unter Beweis. Wir wollen etwas sagen, wir wollen aussagen.

Literarische Messages behalten ihre alt-hergebrachte Exklusivität, und der Grund ist verständlich: Von allen Möglichkeiten des Ausdrucks sind gerade sie den Gedanken am nächsten. Auf sie, die Literatur (Outsider und gleichzeitig geheimer Leader des kulturellen Raums) und auf ihre besondere Situation in Mitteleuropa möchte ich mich also konzentrieren.

Existiert eigentlich eine eigene mitteleuropäische Literatur? Wo ist sie? Wer verkörpert sie heute? Klar, die EU hat sich erweitert, was geschehen ist, ist geschehen. Doch die Schriftsteller in Mitteleuropa schreiben deswegen nicht anders. In einer anderen Sprache etwa. Die mitteleuropäische Literatur besteht heute aus denselben Sprachen wie im 20. Jahrhundert - Polnisch, Tschechisch, Slowakisch, Ungarisch, Ukrainisch, Belarussisch, Serbisch, Slowenisch, Litauisch und so weiter. Im gesamten mitteleuropäischen Gebiet von Estland bis Albanien zähle ich 16 Sprachen. Im gerade umrissenen Gebiet gibt es außerdem noch die Sprachen der Minderheiten: Deutsch, Russisch, Ruthenisch, Roma, ein paar jiddisch-Reste und einige Noch-nicht-Sprachen, Untersprachen, nicht anerkannte Kinder: Kaschubisch, Preußisch, Mährisch,

Fortsetzung Seite 11

die Sprache der Asov-Griechen, Karämen, Lausitz-Sorben. Karl-Markus Gauß könnte eine weit längere Liste erstellen.

Nun denn. Die Autoren, die in den genannten und den anderen mittelosteuropäischen Sprachen schreiben, und ihre Werke: Das ist sie, die mittelosteuropäische Literatur. Wenn es aber in ihr so viele Sprachen gibt, was ist dann das Gemeinsame? Was erlaubt es uns, von einem Phänomen zu sprechen? Vor allem die historisch-soziale Gemeinschaft der Schicksale und Erfahrungen! Die Revolutionen des 20. Jahrhunderts, die diktatorischen Regime, die nazistische Okkupation, die kommunistische Epoche, Gewalt und Unterdrückung als Grundkonstanten, das Gefühl, Objekt, nicht Subjekt des historischen Spiels zwischen Russland und dem Westen zu sein. Es genügt, sich einer der einfachsten Definitionen von Mitteleuropa zu erinnern, derjenigen vom Territorium „zwischen den Deutschen und den Russen“. Nichts Gutes konnte diese Lage zwischen zwei Imperialismen bedeuten. „Die mittelosteuropäische Angst schwankt historisch zwischen zwei Sorgen hin und her: Die Deutschen kommen, die Russen kommen“, schrieb ich einmal in einem meiner Essays über den „wundersamsten Teil der Welt“.

Nehmen wir noch den beständigen Druck der Zensur und den Zwang der Schriftsteller zu kollaborieren. Ein ganz eigenes mittelosteuropäisches Gefühl der Unfreiheit und Abhängigkeit. Zu den äußeren Faktoren (Okkupanten und Aggressoren, „Russen“ und „Deutsche“) kommen noch innere: gegenseitige Phobien, offene Rechnungen und sprachlich-kulturelle Abgrenzungen (rumanisch-ungarische, polnisch-ukrainische, tschechisch-ungarische, serbisch-kroatische, ungarisch-slowakische und weiter so in der Paarung des Hasses). Manchmal scheint es, als sei Mitteleuropa das Gebiet, wo das Ethnische immer über das Ethische triumphiert. Wir haben eine eilenlange Geschichte gegenseitiger kultureller Vernichtung. Und sie ist übrigens noch nicht ganz Geschichte. In hohem Maße ist sie Gegenwart, heute.

Zu diesem, wie ich es mir zu nennen erlaube, Bukett kommt die jüdische Tragödie. Mitteleuropa war der Hauptschauplatz des Holocaust. Welche Rolle dabei die Vertreter verschiedener mittelosteuropäischer Völker und ethnischer Gruppen spielten, ist und bleibt eine ungemein komplizierte und verworrene Frage, die direkt ihr weiteres Schicksal betrifft. Der Umstand, dass zum Beispiel die Ukrainer es nicht schaffen, den Weg der gesellschaftlichen Genesung einzuschlagen, erklärt sich meiner Meinung nach auch damit, dass bei uns das Thema unserer Kollaboration bis heute nicht aufgearbeitet ist – mit Hitler wie mit Stalin. Das frisst weiter an uns und wird uns, wenn wir uns nicht anstrengen, nie loslassen.

All diese Repressionen, Tabus, Skelette in den Schränken und noch immer nicht erzählten Geschichten stellen auch ein unerhörtes, bisher nicht ausgeschöpftes literarisches Potenzial dar. In ihren eigenen „nicht erfolgreichen“ Ländern sind die mittelosteuropäischen Schriftsteller mit Dingen konfrontiert, um deren willen ihre westlichen Kollegen nach Somalia oder Bolivien reisen müssen. Die aufgezählten Symptome der historisch-sozialen Gemeinschaft sind jedoch nur die Voraussetzung für eine andere – die zutiefst ästhetische.

Sie interessiert uns am meisten. – Was die Schriftsteller dieses „wundersamsten Teils der Erde“ charakterisiert, ist ein gemeinsames Bewusstsein von Sprache. Die Literaturen Mitteleuropas bestehen aus „kleinen Sprachen“, die aufgrund ihres fehlenden Einflusses in der Welt, ihrer Marginalität und funktionalen Unfähigkeit gezwungen waren, tief in sich selbst zu dringen, sich zu intensivieren, da sie sich nicht extensivieren konnten, wobei sie eine eigene, von außen kaum zu erfassende und in keiner Übersetzung übertragbare Melancholie, Ironie und Raffinesse anhäufen. Sie – die Sprachen, und daher auch die aus ihnen geschaffene Literatur – wurden zur „Sache an sich“.

Der mittelosteuropäische Schriftsteller erzählt seine Geschichte de facto nicht um der Geschichte willen, sondern um eine

Sprache zu verwenden, die der Welt so egal ist, dass man sie beständig retten und ihre Lebensfähigkeit unter Beweis stellen muss – und sei es nur sich selbst. Die Sprache ist nicht nur Material oder Instrument, also Mittel. Sie wird – entschuldigen Sie das plötzliche Pathos – Daseinszweck, brüchig und ewig bedroht. Je mehr und tiefer du sie benutzt, desto größer der Beweis, dass sie überleben wird. Ersetzen wir das Wort „Beweis“ mit dem Wort „Illusion“ – und wir kommen der Wahrheit noch näher.

Die mittelosteuropäische Literatur ist von ihrem Wesen her autistisch und autark, dabei (in der gesamteuropäischen Dimension, von der globalen ganz zu schweigen) verdammte zum Exotischen, Unverständlichen – und daher auch dazu, nicht kommerziell zu sein. Und wenn man dies mit Misserfolg gleichsetzt, so haben wir die Antwort auf die Frage, wer der wirkliche Verlierer ist.

Mein spanischer Verleger lebt in Barcelona, und sein Verlag führt zwei parallele Programme – eines auf Spanisch, eines auf Katalan. Es heißt, das zweite Programm sei in den vergangenen Jahren spürbar geschrumpft – wahrscheinlich aus ebenjener kommerziellen Erwägungen. Der Verleger selbst aber ist ein katalanischer Intellektueller. „In welcher Sprache sollen wir dich herausgeben?“, fragte er mich, ganz am Anfang unserer Beziehung. Ich dachte nicht lange nach und platze heraus: „Natürlich auf Spanisch.“ Zum Glück konnte ich mich beherrschen, um nicht auszusprechen, was ich gleich darauf dachte: „Wer braucht denn überhaupt Übersetzungen in irgend so ein Katalan?“ Der Verleger verstand mich und nickte zustimmend – aber irgendwie traurig. So traurig, dass ich begann mich zu schämen. Bis heute schäme ich mich dieses plötzlichen Impero-Chauvinismus. Nie mehr will ich eine Sprache dieser Welt beleidigen.

Ich habe diese Episode der Analogie wegen erzählt. In einer der mittelosteuropäischen Sprachen schreiben, das ist, als schreibe man Katalan. Oder Gälisch oder Rätomanisch. Als schreibe man in einem der Dialekte des Schwyzerdütsch, zum Beispiel dem Berner. Das ist ganz und gar nicht unmöglich – in jeder der erwähnten Sprachen werden Hunderte von Büchern veröffentlicht. Europa lässt jeder dieser Nischen das Recht zu existieren. Und nicht nur das Recht – es sichert die Existenz auch mit Zuschüssen. Gott sei Dank hat Europa noch Geld dafür. Und selbst wenn es keins mehr hat, so erweckt es doch weiterhin den Eindruck, als hätte es welches.

In einer der Sprachen Mitteleuropas schreiben, das ist, als hänge man von solchen Zuschüssen ab. Die Literatur Mitteleuropas – vielleicht nicht die ganze, aber in ihren bedeutendsten Erscheinungsformen – ist durch und durch bezuschusst. Wie zeitgenössische Oper, Neue Musik oder Freejazz. „Was gibt es für einen Unterschied“, fragt mich Peter Conradin Zumthor, der geniale Schweizer Schlagzeuger, „zwischen einem Rockkonzert und einem Konzert zeitgenössischer Avantgarde?“ Ich zuckte die Achseln. „Auf dem Rockkonzert“, sagt Peter, „kennt das Publikum jeden Musiker mit Namen. Auf dem Konzert zeitgenössischer Avantgarde kennen die Musiker jeden im Publikum mit Namen.“ Wir lachen, wenn auch vielleicht ein bisschen zu laut.

Genauso ist es mit der Literatur Mitteleuropas. Ihre Autoren kennen all ihre Leser wenn nicht mit Namen, so doch vom Sehen. Es ist eine Literatur niedriger Auflagen und einiger Förderpreise (darunter der Nobelpreis). Es ist eine Literatur der Sinekuren und Stipendien. Aus all dem folgt, dass es die ideale Literatur ist. Sie existiert für die Sprache und glaubt, die Sprache existiere für sie. – So halten sie sich also eng beieinander und rechtfertigen gegenseitig ihre Existenz vor allen möglichen Bezuschussungsinstanzen, deren Gesamtheit man humoristisch auch Gott nennen könnte.

Zum Schluss möchte ich noch die Beziehungen der mittelosteuropäischen literarischen Peripherien zu den Metropolen be-

trachten. Inwiefern ist es korrekt, sie in einen postkolonialen Kontext zu stellen? Jedenfalls handelt es sich um eine andere Postkolonialität. „Klassische“ postkoloniale literarische Werke (aus Indien, Indochina, Afrika oder Lateinamerika stammend) werden in Weltsprachen (in „großen“ Sprachen) geschaffen. Probleme der Übersetzung, des Verstehens, der Durchdringungen durch den Leser haben viel bessere Chancen, gelöst zu werden. Schriftstellerkarrieren gelingen meist durch den Umzug in die „eigene“ sprachliche koloniale Metropole. Also dadurch, dass man in London über Bangladesch und Kenia schreibt, in Lissabon über Moçambique. Die Migrantenauctoren verlie-

ren dabei kein bisschen von ihrer ursprünglichen Identität. Der französischsprachige Vietnamese ist und bleibt ein vietnamesischer Schriftsteller. Der Grund dafür ist vielleicht, dass die multikulturelle Offenheit eine Art Einbahnstraße ist: charakteristisch nur für Vertreter der westlichen Zivilisation. Die „Komponenten der Multikulturalität“ selbst, mit anderen Worten: die postkolonialen Migranten, legen meist keine besondere Offenheit für das Fremde an den Tag, sondern vergraben sich, wie es Exoten ziemt, im „Eigenen“. Deutsche (und nicht nur sie) finden großen Gefallen an thailändischen Restaurants, aber man kann sich schwer eine thailändische Familie in München vorstellen, die glücklich bei Würstchen und Sauerkraut sitzt.

Multikulturalität ist also ein Wert nur des westlichen Menschen. Vielleicht, weil der westliche Mensch wie ein Schwamm ist – er will alles aufnehmen, jede Erfahrung, jede Berührung mit der Vielfalt der Welt. Seine Multikulturalität ist der unbewusste Versuch, die Welt zu schlucken, die Größe der Imperien wiederaufzubauen, und sei es nur auf der Ebene des eigenen Ich.

Die mittelosteuropäischen Autoren haben nicht dieses Privileg, ihre Identität trotz eines Verzichts (oder, wenn Sie wollen, der Befreiung) von der eigenen „kleinen Sprache“ zu behalten. Die Sprache ist einer der Grundpfeiler dieser Identität. Tauschend diese Sprache gegen eine „große“, zerstört du einen sehr wichtigen Teil deiner selbst. Die „kleine“ gegen eine Weltsprache zu tauschen (wie das seinerzeit Milan Kundera getan hat) verbietet dir natürlich niemand, aber du musst dich wegen deines Überlaufens auf Attacken und Boykotte gefasst machen. Es ist nicht gesagt, dass du, wenn du aus der eigenen Sprache geflohen bist, in der fremden du selbst bleibst.

Jedenfalls kann man das Überlaufen in die andere Richtung – ins eigene postkoloniale Zentrum, nach Moskau – ausschließen. Unverstellbar, dass einer von uns – aus Litauen, Lettland, der Slowakei oder Polen – nach Moskau zieht, dort Russisch zu schreiben beginnt und dabei seine eigene kulturelle Identität bewahrt.

Aber wenn nicht Moskau, dann vielleicht Wien? Diese frühere Hauptstadt und große kulturelle Metropole, von der die meisten von uns viel positivere Eindrücke behalten haben? Kann Wien heute Menschen aus seinen früheren Kolonien anziehen? Schließlich erlaubt es das besondere „österreichische Format“ der deutschen Sprache vielen Mitteleuropäern bis heute, auf die österreichischen Autoren wie auf Brüder im sprachlichen Unglück zu blicken. Vielleicht könnte man das österreichische Deutsch als eine Art kommunikative Brücke betrachten? Also als besondere Sprache im Übergang zwischen den „kleinen“ und den „Weltsprachen“?

Die mittelosteuropäische Literatur wird noch lange halten, wobei sie weiterhin erfolglos, nicht nachgefragt, unübersetzt, unverständlich, unbekannt und – hermetisch-perfekt sein wird. Man könnte sagen, dass Scheitern eine wichtige Mission ist. Mit deiner marginalen Fortexistenz, deinem irgendwie krampfartigen Festhalten an jedem Wort deiner einzig möglichen „kleinen Sprache“ zeigt du es allen kulturellen Siegern und beweist: Wenn nicht einmal dieser Verlierer aufgibt, dann wird die Literatur als solche nicht verschwinden – was auch immer über ihr unaufhaltsames Ende geredet werden mag.

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr.

Vielleicht könnte man das österreichische Deutsch als kommunikative Brücke betrachten im Übergang zwischen den „kleinen“ und den „Weltsprachen“.

Dass wir Ukrainer das Thema Kollaboration, mit Hitler wie mit Stalin, nicht aufgearbeitet haben – das frisst weiter an uns und wird uns nie loslassen.

**Medium:** Der Standard  
**Datum:** 23.09.2011  
**Thema:** Europäische Literaturtage 23.–25. September 2011

## Pressedokumentation

### **Digitales Dorf und europäische Literatur**

23. September 2011 11:14

#### **Dritte Europäische Literaturtage in der Wachau**

Die Wettervorhersage für das Wochenende klingt vielversprechend. Anbieten würde sich beispielsweise ein Ausflug in die Wachau, wo in Spitz an der Donau von heute bis Sonntag die dritten Europäischen Literaturtage stattfinden. Das Programm ist exquisit: Der ukrainische Autor Juri Andruchowytch wird heute Abend um 20 Uhr die Literaturtage im Renaissancesaal des Schlosses Spitz mit der Rede "Europa - eine Kultur am Rande der Welt" eröffnen. Anschließend wird eine Podiumsgespräch mit Tarik Bary (Ains Shams Universität Kairo, Wien), Altaf Tyrewala (Mumbai/Indien) und Katharina Narbutovic (Berliner Künstlerprogramm des DAAD) das Thema aufnehmen und vertiefen. Neugierig darf man auch auf das "Donauforum" der Literaturtage (Samstag, 9.30-16 Uhr) sein. Unter der Leitung und moderiert von Rüdiger Wischenbart wird es unter dem Titel "Lesen im digitalen Dorf" um praktische Erfahrungen mit E-Books, den digitalen Buchmarkt und um die Frage gehen, welche europäischen Autoren übersetzt werden und welche nicht. Ab 19 Uhr wird im Schloss ein Literaturfest mit Sjón (Reykjavik), Gwendoline Riley (Manchester) sowie Silke Hassler und Peter Turrini gefeiert. Zum Abschluss der Literaturtage trifft am Sonntag ab 10.30 im Strandcafé Barbara Grünberger in Spitz die in Belgrad geborene Wiener Autorin Babi Markovic auf die schräge Volksmusik-Formation Zur Wachauerin. (steg, DER STANDARD - Printausgabe, 23. September 2011)

23. bis 25. 9., Schloss Spitz, Wachau

- [www.readme.cc](http://www.readme.cc)

**Medium:** Der Standard (Album)  
**Datum:** 24.09.2011  
**Thema:** Europäische Literaturtage 23.–25. September 2011

**Pressedokumentation**

# Die E-Books sind unter uns

Keine Angst vor dem  
digitalen Buch! Wir  
brauchen aber dringend  
neue kulturelle und  
kommerzielle Regeln  
für dieses Medium.  
Von Rüdiger Wischenbart



**Medienvielfalt  
in einer U-Bahn  
in Cambridge  
(Massachusetts)  
USA: Für ein  
friedliches  
Nebeneinander  
von analog und  
digital müssen  
noch etliche  
neue Überein-  
künfte getroffen  
werden.**

Foto: Reuters/Snyder

Was ist ein Buch? Was zwischen zwei Buchdeckeln steckt, nachdem jemand ein einigermaßen komplexes Thema ausführlich zusammengefasst und an die Öffentlichkeit gebracht hat. Das kann eine Vampirstory, ein Forschungsbericht über das Funktionieren des Gehirns, eine Partitur oder ein Bildband sein. Seit Gründung der frühen Klosterbibliotheken zur ersten Jahrtausendwende hat sich für solche Arbeiten ein Format durchgesetzt, das von Autoren wie Benutzern als praktisch, effizient und oft auch angenehm und schön empfunden wird. Das Lesen und die Büchernutzung zu erlernen macht den Kindern erst Mühe, aber es ist auch der erste Schritt in die Gemeinschaft der Erwachsenen. Kurz gesagt: Am Buch ist verdammt viel aufgehängt. So wiegen Bücher und Lesen schwer.

Ich schreibe das auf, mit einem kleinen Kästchen, irgendwo unterwegs. Der Artikel wird gedruckt werden in einer Zeitung, die, zum Blättern, ähnlich einem Buch funktioniert, und digital über eine Webseite zu lesen sein.

Dass nun mit einem Mal auch Bücher, die höchst aufgeladenen Objekte dieser Zivilisation, in diese Netze und Ströme einfließen, irritiert. Warum eigentlich? Bücher (und Lesen) machen erst Sinn, wenn man sie zusammendenkt zu einer Bibliothek. So hatte es in den Klosterbibliotheken begonnen, und so lernen es die Kinder: Höre den erzählten Geschichten zu, und sammle sie zu deiner individuellen Bibliothek, die sich in deinem Kopf aufbaut, gehe in die Bibliothek, lerne von anderen Lesenden. Auch im Buchgeschäft setzt sich dieser Zugang fort, wenn Bücher empfohlen, geschenkt und diskutiert werden, desgleichen bei ihrer Aufstellung im Wohnzimmerbücherregal als Signal an alle Eintretenden: Was ich lese, verrät, wer ich bin.

Diese Signale und Verknüpfungen haben wir alle in wenig mehr als zehn, fünfzehn Jahren Schritt um Schritt in die Sphäre des Digitalen und Vernetzten getragen. Was das Internet so überwältigend macht, ist genau das: Von E-Mail bis Facebook, von der raschen Recherche, die unterschiedlichste Bibliotheken erschließbar macht, bis zur Bewertung der Funde bei Amazon oder auf Ebay fassen diese Verknüpfungen und Kommuni-

kationen zusammen, was seit Jahrhunderten unser kulturelles und soziales Bewusstsein geprägt hat. Das „Web“ katapultiert all diese Interaktionen auf eine neue Ebene, indem es die Reichweite vergrößert (wie der Pfeil es beim Jagen mit dem Arm getan hat) und die Durchschlagskraft erhöht.

Ein großer Sprung: Die österreichische Nationalbibliothek hat einen Pakt mit Google abgeschlossen, um ein paar Hunderttausend Werke in diese Netze einzuspeisen. Es geht um alte Bücher, auf die keine Urheberrechte mehr angemeldet werden können, jedoch aus Zeiten, die die riesigen Bestände dieser Bibliothek – einer komplexen zentraleuropäischen Identitätsmaschine – innerhalb kurzer Zeit erschließen wird. Hier wird ein regionales Babel digitalisiert. Ungarische, kroatische, rumänische, serbische, ukrainische Werke, aus einem weitgehend vergangenen Geflecht ineinandergreifender Minderheitenkulturen sind dann wieder präsent.

Gegenwärtig ist schon rund eine Million aktueller Buchtitel online abrufbar, allerdings überwiegend in englischer Sprache. Das Spektrum reicht vom Schundheft über zahllose Fan-Geschichten (populäre Comics, japanische Mangas) bis zu hochspezialisierten Publikationen einer MIT oder Harvard University Press. Es ist dies aber eine komische und chaotische Bücherwelt. Als ich vor kurzem das neueste Buch des Linguisten Nicholas Ostler als E-Book kaufen wollte, einen Essay über *The Last Lingua Franca*, über den Aufstieg und – wie er meint, auch absehbaren Abstieg – des Englischen zugunsten eines globalen Kauderwelsch, erlebte ich mein digitales Wunder. Natürlich gab es dieses E-Book zum Download bei britischen Buchhandelsketten wie WH Smith oder Waterstones und auch beim längst global aufgestellten Verlagskonzern Penguin.

Aber keines dieser Unternehmen erlaubte mir, mit österreichischer Kreditkarte und IP-Adresse digital einzukaufen, mangels Vorkehrungen für den globalen E-Commerce. Hätte ich gebeten, mir das gedruckte Buch zuzuschicken, wären da üppige Postgebühren angefallen. Die „einfache“ Variante online blieb verstopft. Einen Ausweg boten nur die global aufgestellten Unternehmen, in diesem Fall das amerikanische Amazon oder das kanadische Kobo, von dem ich endlich meine *Last Lingua Franca* bezog.

Die digitale Welt ebnet Unterschiede zunächst nicht ein, son-

dern verschärft sie. Slowenen mussten bis vor kurzem, wollten sie ein iPad kaufen, erst in einen Apple-Store nach Klagenfurt oder Triest ausweichen, weil Apple den kleinen slowenischen Markt anfangs einfach nicht bediente.

Wer liest die meisten Bücher? Alle – spärlichen – Daten, die wir haben deuten darauf hin, dass der „Buchmarkt“, also Autoren, Verlage, Buchhändler, von einer kleinen Gruppe von vielleicht 20 oder 30 Prozent aller Leser lebt, die die teureren, gebundenen Ausgaben kaufen, von denen die Verlage wie auch die Autoren mehrheitlich leben. Diese Lesenden sind gut ausgebildet, haben gute Einkommen und wissen alle vielfältigen Medienangeboten zu nutzen. Sie „beleben“ die globale Bibliothek.

Sie sind statusbewusst, beherrschen Fremdsprachen, lesen auf Englisch, sind bildungshungrig und schicken ihre Kinder gerne

ins Ausland. Das gilt nicht nur für die westeuropäischen Wohlstandsinself. In der U-Bahn in Peking fixieren durchschnittlich ein bis zwei Dutzend Passagiere einen Bildschirm, darunter ein bis zwei einen E-Book-Reader, ein

bis zwei weitere ein iPad, die anderen ihre Telefone. Viele spielen oder lösen Rätsel, was sich leicht an der ständigen Eingabe erkennen lässt. Ich schätze, dass wenigstens ein Drittel längere Texte lesen, Statistiken sprechen gar von mehr als 40 Prozent.

Ein Buch ist ein praktischer Container für komplexe Inhalte. Wichtiger als einzelne Bücher ist die Bibliothek, aus der erst unsere breite Lesekultur erwächst. Diese Lesekultur ist der Nährboden für Autoren und deren Vermittler, für kommerzielle Akteure am

„ Wer Ordnung schafft, kontrolliert, übt Macht aus über das Wissen und die Lesenden, denn Wissen ist Macht. In den digitalen Bibliotheken gilt dies auf radikalere Weise denn je. “

Buch-„Markt“ (Verlage, Buchhändler), und für nichtkommerzielle, die sich überwiegend aus öffentlichen Geldern finanzieren (Festivals, Literaturhäuser). Aber die Klammer bilden doch die Lesenden und die Autoren.

Die Angstdiskussion um die turbulenten Veränderungen werden weitgehend ohne die Lesenden geführt, die Autoren werden fast nur als potenzielle Opfer betrachtet. Das ist grober Unfug. Wenn ein Buch komplexe Inhalte öffentlich macht, sollen die Urheber – und alle daran beteiligten Dienstleistenden, Verlage, Händler, Übersetzer – ordentlich entlohnt werden. Ein entsprechender Verkaufspreis, von dem dann alle ihren Anteil einfordern, ist gewiss ein Modell. Aber es gibt andere.

Fest besoldete Universitätsprofessoren sind seit eh und je das Basismodell in der Wissenschaft. Unter den literarischen Autoren machen Einkommen aus Performances (Lesungen, Medien) längst einen wachsenden Anteil aus, hinzu kommen Stipendien, Preise und andere Förderungen. Ein mühsamer Weg ist die Selbstvermarktung, die für Lyrik, Essays oder Romane die Ausnahme sein sollte, weil sie unweigerlich zur Selbstausbeutung führt. Ein wohl-erprobter Weg sind Abgaben, etwa auf Kopiergeräte und Drucker, aus denen Autoren Tantiemen beziehen. Es geht für alle an der geistigen Wertschöpfung Beteiligten um den sinnvollen Mix. Um die Glaubenskriege, die oft den Blick verstellen, geht es nicht.

Schon die traditionellen Bibliotheken gaben einen überwältigenden Blick frei auf die unglaubliche Fülle der Bücher, die nach Ordnung verlangt, damit sie benutzbar wird. Wer aber Ordnung schafft, kontrolliert, übt Macht aus über das Wissen und die Lesenden – denn „Wissen ist Macht“. In den digitalen Bibliotheken, die

entstehen, gilt dies auf radikalere Weise denn je. Der Streit zwischen Verlagen und Autoren sowie Google um den Zugriff und die Vermittlung digitaler Inhalte ist nur ein Vorgeschmack. Amazon kommt zunehmend in ähnliche Konfliktkonstellationen mit den traditionellen Anbietern von Inhalten, als heftig expandierender Anbieter von E-Books mit globaler Reichweite, andererseits aber auch schon als Verlag der neuen Art, der es Autoren erlaubt ihre Leser direkt zu erreichen und herkömmliche Verlage wie Buchhandel zu umgehen.

Bald will Amazon Bücher nicht nur verkaufen, sondern im kostengünstigen Abonnement auch verleihen. Für Filme (Netflix) und Musik (Spotify) gibt es solche legalen Angebote bereits, mit Verträgen, die auch die Tantiemen für die Urheber regeln. Hierzulande, in Österreich wie in Deutschland, stemmen sich die Branchenvertreter noch gegen solche Modelle. Aber dass es schleunigst neue Modelle und neue kommerzielle wie kulturelle Beziehungen zwischen allen Beteiligten zu entwickeln gilt und man nicht den illegalen Anbietern in die Hände spielen will, darüber herrscht Einigkeit. Digitale Bücher und Bibliotheken sind keine Frage der Zukunft, sondern längst fester Bestandteil des Lesealltags im „digitalen Dorf“, hier und jetzt. Es geht um dessen Gestaltung, und um einen umsichtigen Übergang.

**Rüdiger Wischenbart** ist Berater und Fachjournalist mit dem Arbeitsschwerpunkt Buchkultur und Buchmärkte. Mehr zum Thema bei der Veranstaltung „Lesen im digitalen Dorf“ mit aktuellen Beispielen, Fallstudien und Expertengesprächen rund ums Thema „Digitales Buch und Lesen“ beim Donauforum der Europäischen Literaturtage, heute, 24. September in Spitz in der Wachau (<http://wachau.readme.cc>), sowie unter [www.wischenbart.com](http://www.wischenbart.com).